

Insgesamt betrachtet zeigt der vorliegende Band, dank der Vielfältigkeit der Beiträge, ein großes Potenzial hinsichtlich der Erforschung von Verbindungen zwischen Gender und körperlicher Ästhetik auf. In einer reflektierten Art und Weise wird sich tatsächlich von kategorisierenden und voyeuristischen Ansätzen distanziert und Schönheit als ein analytisches Konzept aufgefasst. Die Stärke des Bands liegt dabei sicherlich auch in dem umfangreichen Quellenmaterial, auf das die Autorinnen und Autoren der einzelnen Beiträge in ihrem jeweiligen Untersuchungsbereich zurückgreifen konnten. Die vergangenen Gesellschaften immanente Verflochtenheit von Körpern, (körpernahen) Objekten und (körperbezogenen) Praktiken in Bezug auf Schönheit und Gender wird in diesem Band besonders deutlich und regt dazu an, ein neues Bewusstsein für den Umgang mit den vielfältigen Ausdrucksformen von Gender und körperlicher Ästhetik in der Vergangenheit zu entwickeln.

DE-48143 Münster
Domplatz 20-22
lukas.kerk@uni-muenster.de
<https://orcid.org/0000-0002-2608-3030>

Lukas Kerk
Westfälische Wilhelms-Universität Münster
Historisches Seminar
Abteilung für Ur-
und Frühgeschichtliche Archäologie

DAVID GRAEBER / DAVID WENGROW, *The Dawn of Everything. A New History of Humanity.*
Farrar, Straus and Giroux, New York 2021. \$ 35,-. ISBN 978-0-374-15735-7. 704 Seiten (dt. Ausgabe: *Anfänge. Eine neue Geschichte der Menschheit.* Klett-Cotta, Stuttgart 2022. € 28,-. ISBN 978-3-608-98508-5. 667 Seiten).

Dieses Buch ist das Ergebnis der Zusammenarbeit des Archäologen David Wengrow und des kurz vor der Drucklegung verstorbenen Kulturanthropologen und Aktivisten David Graeber. Es handelt sich um ein Sachbuch, das sich an eine breite Leserschaft und nicht primär an ein Fachpublikum richtet, auch wenn in ihm vor dem Hintergrund eines anspruchsvollen theoretischen Ansatzes eine Fülle archäologischer und ethnologischer Daten diskutiert wird. Der Ansatz von Graeber und Wengrow ist zunächst ein kritischer: Sie möchten einen Mythos dekonstruieren, der sich zur Zeit der Aufklärung formierte und eine Entwicklung der Menschheit behauptet, die mit Notwendigkeit von kleinen egalitären Gruppen von Jägern und Sammlern über Landwirtschaft, Sesshaftigkeit und frühe Städte zu Zivilisation, Marktwirtschaft und Staatenbildung führte. Diese Komplexitätssteigerung wäre, um ein aktuelles politisches Schlagwort zu verwenden, „alternativlos“ mit der Ausbildung von Hierarchien, Herrschaft, Unfreiheit und Ungleichheit verbunden gewesen. Über den Nachweis der Unrichtigkeit dieses evolutionistischen Supernarrativs hinaus versuchen Graeber und Wengrow dann auch „to lay down foundations for a new world history“ (S. 25). Ein Vorbild sind die Arbeiten von V. Gordon Childe aus den 1930er-Jahren, der mit Begriffen wie „neolithische Revolution“ oder „urbane Revolution“ in vergleichbarer Weise neue Forschungsperspektiven eröffnet habe. Vor allem der Geist von „Man Makes Himself“ (V. G. CHILDE, *Man Makes Himself* [London 1936]; dt. Ausgabe: *Der Mensch schafft sich selbst* [Dresden 1959]) wird programmatisch heraufbeschworen und auf die Menschheitsgeschichte übertragen, die nicht als eindimensionale Abfolge evolutionärer Stufen begriffen werden soll, sondern als Produkt spielerischer, phantasievoller und intelligenter Selbsterschaffung. Der Fokus liegt auf der Pluralität der Möglichkeiten, wie Menschen ihr Zusammenleben gestalten können – so hätten schon die Sozialorganisationen von Jägern und Sammlern weit mehr „a carnival parade of political forms“ (S. 4) geglichen als den abstrakten evolutionstheoretischen Kategorien.

Das Buch besteht aus zwölf Kapiteln. Aufgrund der wenig aussagekräftigen Kapiteltitel ist das Inhaltsverzeichnis wenig erhellend, und angesichts des Umfangs und der zuweilen etwas mäandrierenden Argumentation wäre zur Orientierung eine ausführliche Übersicht hilfreich, welche die Gliederung der Kapitel in verschiedene Abschnitte aufnimmt. Das einleitende erste Kapitel (S. 1–26) handelt von unterschiedlichen Vorstellungen eines Urzustandes, der entweder als glücklicher oder als unglücklicher verstanden werde und dessen Überwindung die Voraussetzung für die Erbringung von Kulturleistungen und damit die Entwicklung von Zivilisationen gewesen sei. Rekuriert wird, wie zu erwarten, auf Jean-Jacques Rousseau einerseits und Thomas Hobbes andererseits, die gleichsam die Fixsterne bilden, um welche die Diskurse seitdem kreisen. Die von ihnen entworfenen Urzustände seien niemals als das gedacht gewesen, als was sie seitdem rezipiert werden, nämlich als Ausgangspunkte für die Rekonstruktion einer in evolutionären Stufen sich entfaltenden historischen Entwicklung. Hobbes' „Leviathan“ und Rousseaus „Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen“ seien als Grundlage zum Verständnis der Menschheitsgeschichte gleichermaßen ungeeignet – „they: 1. simply aren't true; 2. have dire political implications; 3. make the past needlessly dull“ (S. 3). Dennoch bildeten die Theoreme von Rousseau und Hobbes den Generalbass der verschiedenen Variationen des Evolutionsnarrativs, und den Nachweis ihrer ungebrochenen Wirkmächtigkeit führen Graeber und Wengrow in exerzitenartigen Auseinandersetzungen mit den Theorien von Francis FUKUYAMA (*The Origins of Political Order* [London 2011]), Jared DIAMOND (*The World Until Yesterday: What Can We Learn from Traditional Societies?* [London 2012]; dt. Ausgabe: *Vermächtnis. Was wir von traditionellen Gesellschaften lernen können* [Frankfurt a. M. 2012]) sowie, ausführlicher, von Steven PINKER (*The Better Angels of Our Nature: Why Violence Has Declined* [New York 2011]; dt. Ausgabe: *Gewalt. Eine neue Geschichte der Menschheit* [Frankfurt a. M. 2011]). Generell konstatieren Graeber und Wengrow eine Reduktion von Gesellschaftstheorien auf jeweils einen beispielsweise politischen, ökonomischen oder psychologischen Aspekt, was legitim sei, damit die Entdeckung oder Erkenntnis von etwas Neuem überhaupt sichtbar gemacht werden kann (wofür sie exemplarisch auf die Arbeiten von Karl Marx, Sigmund Freud und Claude Lévi-Strauss verweisen). Allerdings bleibe diese Vereinfachung auch nach der Etablierung des Neuen bestehen, was, wie im Falle der Rezeption von Rousseau und Hobbes, zu karikaturhaften Vorstellungen vergangener Gesellschaften führe.

Im zweiten Kapitel (S. 27–77) schildern Graeber und Wengrow, wie die europäische Kultur von „Indianern“ im 17. und 18. Jahrhundert wahrgenommen wurde und welche Schlüsse sie aus dem Kulturkontakt zogen. Wichtigste Referenz ist der Wendat-Häuptling Kondiaronk (1649–1701), der wohl selbst einmal Frankreich besuchte und dessen Ausführungen in einem Buch des französischen Offiziers Louis-Armand DE LOM D'ARCE DE LA HONTAN (*Dialogues curieux entre le Baron de La Hontan et un sauvage de bon sens qui a voyagé et Mémoires de l'Amérique Septentrionale* [Baltimore 1931]; dt. Ausgabe: *Gespräche mit einem Wilden* [Frankfurt a. M. 1981]) dokumentiert sind, in welchem Kondiaronk unter dem Namen „Adario“ firmiert. Die Urteile der Indigenen über die Institutionen der Europäer seien stimmig und prägnant gewesen, und die seinerzeit entstehenden Großnarrative über den Fortschritt in der Evolution von Gesellschaften und dessen Ambivalenzen seien als Versuche der Abwehr dieser Kritik zu verstehen.

Das dritte und das fünfte Kapitel (S. 78–119; 164–209) durchmessen das Spektrum der Sozialorganisationen von Wildbeutergesellschaften. Die Darstellungen empirischer Befunde archäologischer und ethnologischer Provenienz werden dabei mit der Diskussion theoretischer Positionen verschränkt, und Tenor dieser Kapitel ist, dass es keine zwingenden Zusammenhänge zwischen sozialer „Komplexität“ und der Größe von Gemeinschaften mit Sesshaftigkeit, Wirtschaftsweisen, Herrschaftsverhältnissen oder der Errichtung monumentaler Anlagen gegeben habe. Ein Schwerpunkt liegt hier auf saisonal bedingten Verdichtungen von Bevölkerungen und Aktivitäten und den Auswirkungen auf die Sozialstrukturen, die nur scheinbar dauerhaft und unveränderlich seien.

Den Charakter einer Zwischenbetrachtung hat Kapitel 4 (S. 120–163), in dem die Begriffe „Egalität“ und „Freiheit“ ausführlich diskutiert werden. In Anlehnung an Eleanor Leacock stellen Graeber und Wengrow fest, dass für egalitäre Gesellschaften weniger eine faktische Gleichheit der Mitglieder entscheidend sei als vielmehr ihre ausgeprägte Autonomieorientierung. „Freiheit“ meine nicht formal das Recht, etwas zu tun, sondern vielmehr material die Möglichkeit dazu. Dabei sei gegenseitige Hilfe die notwendige Voraussetzung für persönliche Autonomie. Der Freiheit zu reisen, so ein Beispiel, korrespondiere die Pflicht zur Gastfreundschaft. Egalität manifestiere sich in drei, für einen im 21. Jahrhundert Lebenden befremdlichen Grundformen der Freiheit: Die Freiheit, die eigene Gemeinschaft in der Gewissheit zu verlassen, von einer anderen aufgenommen zu werden; die Freiheit, zwischen unterschiedlichen Sozialstrukturen saisonal zu wechseln; die Freiheit, Autoritäten den Gehorsam zu versagen, ohne sanktioniert zu werden. „The real puzzle is not when chiefs, or even kings and queens, first appeared, but rather when it was no longer possible simply to laugh them out of court“ (S. 133).

Die folgenden beiden Kapitel sind der Entstehung und allmählichen Etablierung landwirtschaftlicher Produktionsweisen gewidmet, zunächst bezogen auf den sogenannten „Fruchtbaren Halbmond“ des Nahen Ostens (Kapitel 6, S. 210–248), dann weltweit (Kapitel 7, S. 249–275). Der Topos der „neolithischen Revolution“ im Sinne Childes verdeckte die Tatsache, dass sich die Landwirtschaft, ganz analog den Sozialorganisationen, durch einen Wechsel zwischen verschiedenen Techniken der Produktion über einen langen Zeitraum hinweg „spielerisch“ und tentativ entwickelt habe. Diese „spielerische Landwirtschaft“ habe sich noch in jüngerer Zeit als vorteilhaft für indigene Gruppen erwiesen, weil die Volatilität und Unberechenbarkeit ihrer Wirtschaftsweisen es ihnen ermöglicht habe, sich der Überwachung und Besteuerung durch den Kolonialstaat zu entziehen. „And since there was no Eden-like state from which the first farmers could take their first steps on the road to inequality, it makes even less sense to talk about agriculture as marking the origins of social rank, inequality or private property“ (S. 248).

Wiederum zwei Kapitel haben die Genese von städtischen Siedlungen zum Gegenstand. Während das achte Kapitel (S. 276–327) einen weiten Bogen spannt und die Stadtentstehung in Mesopotamien, der Ukraine, dem Indus-Tal und China diskutiert, stehen im Zentrum des neunten Kapitels (S. 328–358) zwei mesoamerikanische Fallbeispiele, Teotihuacán und Tlaxcala. Die Argumentation ist ähnlich wie in den Landwirtschaftskapiteln: Die Vielgestaltigkeit der Erscheinungsformen der frühen Städte verbiete es, sie in das Prokrustesbett evolutionistischer Schemata zu zwingen. Anders als diese behaupten, implizierten Städte nicht administrative und exekutive Hierarchien, Bürokratie, Klassenunterschiede, Wohlstandsmonopole etc. Hinter der großen Bandbreite der Phänomene stehe auch hier die Absicht, mit urbanen Lebensweisen zu experimentieren. Außerdem gebe es nur aus wenigen der frühen Städte Hinweise auf eine autoritäre Herrschaft, und auch die Modi der Versorgung waren vielfältig und nicht auf die landwirtschaftliche Produktion eines Hinterlandes – womöglich durch Unfreie oder Leibeigene – beschränkt. Zur Organisation des Lebens in den Städten seien keine „Herrscher“ erforderlich gewesen, bei den meisten der mesopotamischen Städte habe es sich um autonome und selbstverwaltete Einheiten gehandelt, „which might react to offensive overlords either by driving them out or by abandoning the city entirely“ (S. 304). Die Antwort auf die Frage, in welchem Sinne Graeber und Wengrow den Begriff „Stadt“ eigentlich verwenden, findet sich etwas versteckt in einer Anmerkung (S. 571 Anm. 11), der zu entnehmen ist, dass sie in Anlehnung an Roland FLETCHER (*The Limits of Settlement Growth. A Theoretical Outline* [Cambridge 1995]) einen rein *quantitativen* Stadtbegriff zugrunde legen und unter einer Stadt eine dicht bewohnte Siedlung mit einer Ausdehnung von mehr als 150 ha verstehen.

In dem umfangreichen Kapitel 10 (S. 359–440) entfalten Graeber und Wengrow ihre Herrschaftstheorie. Deren Grundlage bildet die Unterscheidung von drei Grundformen der Herrschaft,

die, ähnlich wie die Grundformen der Freiheit, eher postuliert denn abgeleitet werden und daher etwas beliebig wirken. Diese Herrschaftsformen sind Gewaltkontrolle, Informationskontrolle und individuelles Charisma, die, institutionalisiert, als Souveränität, Verwaltung und heroische Politik in Erscheinung treten. In allen Gesellschaften, auch den egalitären, seien diese Formen anzutreffen, dort aber der Autonomieorientierung untergeordnet. Diese Herrschaftsformen bilden sodann die Basis für drei sich aufstufende Ordnungsformen: Herrschaften erster Ordnung basierten auf nur einer der Formen unter Vernachlässigung der anderen beiden – zum Beispiel „knowledge-control, for Chavín; charismatic politics for Olmec“ (S. 391) –, Herrschaften zweiter Ordnung kombinierten zwei Herrschaftsformen, hierunter fallen *cum grano salis* die sogenannten „frühen Reiche“; Herrschaften dritter Ordnung, die alle drei Formen vereinen, entsprächen dem modernen Staat. Mittels dieser Herrschaftstheorie kritisieren Graeber und Wengrow ein evolutionistisches Verständnis von Staatlichkeit, das in dem Staat den Endpunkt eines langen, in die Vorgeschichte zurückreichenden Prozesses sieht: „Modern states are simply one way in which the three principles of domination happened to come together“ (S. 431). Je mehr der drei Ordnungsformen zusammenspielen, desto größer seien die Einschränkungen der Freiheiten.

Das elfte Kapitel, „Full Circle“ betitelt (S. 441–492), vergegenwärtigt anhand nordamerikanischer Fallbeispiele noch einmal Graebers und Wengrows Argumente zu der Entstehung von Zivilisationen, Landwirtschaft, städtischen Großsiedlungen und schließlich von Herrschaft und Staaten. Es schlägt einen Bogen zurück zu Kapitel 2, indem es die Hintergründe der indigenen Bewertungen der europäischen Kultur darstellt, und enthält außerdem eine Kritik an den neoevolutionistischen Stufenmodellen der 1950er- und 1960er-Jahre, die gerade in der Archäologie enorm wirkmächtig gewesen sind. Im abschließenden zwölften Kapitel (S. 493–526) präsentieren Graeber und Wengrow noch einmal ein Kondensat ihres theoretischen Ansatzes.

Eine umfassende kritische Würdigung des eine Fülle von Daten präsentierenden Buches ist an dieser Stelle kaum möglich, so dass sich der Rezensent auf einige Aspekte beschränken muss, die ihm für die archäologische Theoriediskussion, insbesondere die deutschsprachige, wichtig erscheinen. Generell liegt die Stärke des Buches in der Kritik. Graeber und Wengrow kämten die dominierenden Narrative und diskursbestimmenden Theorien angemessen respektlos gegen den Strich, sie legen dort den Finger in die Wunde, wo an die Stelle von Argumenten und Begründungszusammenhängen schlicht Deutungsroutinen treten. Modellhaft verdichtet lässt sich ihr Unbehagen an evolutionistischen Deutungen in ihrer Kritik an dem Neoevolutionismus studieren, der, in unterschiedlichen Versionen, eine Entwicklung von Gesellschaften entlang einer Reihenfolge distinkter Stufen – Horden, Stämme, Stammesfürstentümer, Staaten – postuliert (S. 446–455). Diese Entwicklung soll sich als Koevolution der verschiedenen gesellschaftlichen Teilbereiche vollzogen haben, als Interdependenz linearer Trends, und das bedeutet, dass auf den verschiedenen Stufen beispielsweise bestimmte Formen der Herrschaftsorganisation bestimmten Wirtschaftsweisen entsprechen würden. Das ist für die Archäologie verführerisch, weil es sie in dem Glauben bestärkt, mit der archäologischen Identifizierung einer Wirtschaftsweise zugleich auch die korrelierende Herrschaftsform erkannt zu haben. Diese Modelle fungieren in der Bronze- und insbesondere in der Eisenzeitforschung als ein wie selbstverständlich vorausgesetzter Referenzrahmen, mit dem zugleich das Unvermögen, soziale Differenzierung anders denn als vertikale Differenzierung, als Rangordnung, Hierarchie oder Schichtung, zu konzipieren, eine theoretische Nachrationalisierung erfährt. Anhand einer Fülle von Daten zeigen Graeber und Wengrow, dass es keinen universalgeschichtlich notwendigen Zusammenhang gibt zwischen Landwirtschaft, Städtegründung, Komplexitätssteigerung, Machtkonzentration, Hierarchisierung, Staatenbildung und Freiheitseinschränkungen, und damit keine notwendige Entwicklung hin zu einem „Gehäuse der Hörigkeit“ im Sinne Max Webers. Die klassischen Narrative neigen dazu, die Menschheitsgeschichte aus der Gegenwart zu beurteilen, und retrospektiv wirkt dieser Prozess eigentümlich deterministisch, weil die vergangenen

Transformationen auch dann unausweichlich erscheinen, wenn sie faktisch in mannigfache Kontingenzen eingebettet waren. Aber die Tatsache, dass es keinen *notwendigen* Zusammenhang gab, darf nicht zu der komplementär einseitigen Annahme verleiten, dass es *überhaupt keinen* Zusammenhang gab. Denn selbstverständlich kann der weitere Verlauf eines Prozesses bedingt sein erstens durch die im Zuge des Prozesses bereits erreichten Zustände, ohne damit einem Determinismus das Wort zu reden – anders gesagt, bilden bestimmte Zustände die Voraussetzung für bestimmte Weiterentwicklungen. Talcott Parsons spricht in diesem Zusammenhang von „evolutionären Universalien“ und meint damit Strukturen, „deren Ausbildung die langfristige Anpassungskapazität von lebenden Systemen einer bestimmten Klasse derartig steigert, daß nur diejenigen Systeme, die diesen Komplex entwickeln, höhere Niveaus der generellen Anpassungskapazität erreichen“ (T. PARSONS, Evolutionäre Universalien der Gesellschaft. In: W. Zapf [Hrsg.], Theorien des sozialen Wandels⁴. Neue Wiss. Bibl. 31 [Königstein im Taunus 1979] 55–74). Und zweitens kann der Verlauf eine Eigendynamik annehmen, das heißt, dass sich der Prozess beispielsweise durch rekursive Schleifen selbst verstärkt und eine Fähigkeit zum Widerstand gegenüber äußeren Einflüssen aufbaut (siehe R. MAYNTZ / B. NEDELMANN, Eigendynamische soziale Prozesse. Anmerkungen zu einem analytischen Paradigma. Kölner Zeitschr. Soz. u. Sozialpsychologie 39, 1987, 648–668). Eine solche prozesstheoretische Perspektive wird von Graeber und Wengrow jedoch nur ungenügend berücksichtigt. Weniger überzeugend als ihre Kritik ist daher der von ihnen präsentierte Gegenentwurf. Zwar führen sie zahlreiche, auch empirisch bezeugte Möglichkeiten an, wie in Gesellschaften der Verlust von Freiheit und Autonomie verhindert werden kann, in ihrer Übertragung auf prähistorische Verhältnisse jedoch gerinnen diese Möglichkeiten häufig zu Gewissheiten. Geschuldet ist dies wohl nicht zuletzt dem Bemühen um eine narrativ geschlossene Darstellung, deren systematischer und generalisierender Charakter der Vielfalt an Formen und Prozessen nicht gerecht werden kann und die auch in Widerspruch zu Graebers anarchistischen Überzeugungen steht.

„Anfänge“ ist ein originelles und faktenreiches, bemerkenswert flüssig geschriebenes (und auch übersetztes!) Buch, die Lektüre ist für ein Sachbuch, das ein Massenpublikum adressiert, ein ungewöhnliches Lesevergnügen. Für die archäologische Theoriediskussion ist es Steinbruch und Fundgrube, aber es stellt keinen Deutungsrahmen bereit, in den sich die Befunde und Funde einfach einpassen ließen.

DE-97070 Würzburg
Residenzplatz 2, Tor A
ma.jung@em.uni-frankfurt.de
<https://orcid.org/0000-0002-1573-5865>

Matthias Jung
Julius-Maximilians-Universität Würzburg
Institut für Altertumswissenschaften
Lehrstuhl für Vor-
und Frühgeschichtliche Archäologie